Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 6

Artikel: Was sollen wir den Menschen sagen?
Autor: Saint-Exupéry, Antoine de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759526

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WAS SOLLEN WIR DEN MENSCHEN SAGEN?

VON ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY

Unter dem Titel «Brief an den General X» fand sich im Nachlaß des verschollenen großen Fliegers und großen Schriftstellers de Saint-Exupéry dieses Manuskript, geschrieben im Juli 1943. Der Verfasser war damals Chefpilot auf dem Flugplatz von Marsa bei Tunis und führte Erkundigungsflüge auf einem Lightning P. 38, einem zweimotorigen, unbewaffneten Einsitzer für Langflüge in großen Höhen aus. Einem glücklichen Umstand verdankt man die Erhaltung dieses Schreibens an einen Fliegergeneral, das offenbar eine abgebrochene Unterhaltung weiterführt. So ist dieser Brief, halb Dialog, halb Monolog, ein Testament geworden, das auf Frankreich einen großen Eindruck machte; man kann auch schwerlich mehr Bedeutung und mehr Herz zur großen Debatte beisteuern, die den heutigen Menschen beschäftigt.

Ich habe eben einige Flüge auf P. 38 hinter mir. Das ist eine schöne Maschine. Ich wäre glücklich gewesen, in meinen Zwanzigerjahren über so eine Gabe zu verfügen. Heute, mit 43 Jahren, nach 6500 Flugstunden unter allen Himmeln dieser Erde, stelle ich melancholisch fest, daß mir dieses Spiel kein großes Vergnügen mehr macht. Es ist nur noch ein Mittel zur Ortsveränderung — hier ein Kriegsinstrument. Wenn ich mich seiner Schnelligkeit und Steigung in einem für diesen Beruf patriarchalischen Alter füge, so mehr, weil ich keine einzige Widerwärtigkeit meiner Generation von mir weisen möchte, als in der Hoffnung, die Freuden von einst wiederzufinden.

Das ist vielleicht Melancholie, wahrscheinlich etwas anderes. Zweifellos täuschte ich mich, als ich zwanzig war. Im Oktober 1940 kam ich aus Nordafrika zurück, wohin die Abteilung 2—33 emigriert war. Mein ausgeleiertes Auto war irgendwo in einer verstaubten Garage eingestellt. Ich entdeckte Karre und Pferd. Durch sie das Grün der Straßen. Hammel und Oelbäume. Diese Oelbäume hatten jetzt eine andere Rolle, als den Takt von 130 Stundenkilometern hinter den Scheiben her zu schlagen. Sie zeigten sich mir in ihrem wahren Rhythmus, der da ist, langsam Oliven hervorzubringen. Die Hammel hatten nicht mehr den ausschließlichen Zweck, das Durchschnittstempo herabzusetzen. Sie wurden Lebewesen. Sie produzierten echten Kot und echte Wolle. Und auch das Gras hatte einen Sinn — sie weideten es.

Und ich fühlte das Leben wieder in mir, in diesem einzigen Winkel der Welt, wo der Staub durchduftet ist — ich bin ungerecht, er ist es

in Griechenland so gut wie in der Provence. Und es schien mir, ich wäre mein Lebtag ein Narr gewesen . . .

Das alles mag Ihnen erklären, warum dieses Herdendasein im Herzen einer amerikanischen Basis; warum diese in zehn Minuten heruntergeschlungenen Mahlzeiten; dieses Hin und Her zwischen Einsitzern von 2600 PS in einer Art abstrakten Notbaus, wo wir zu dritt in einem Zimmer eingepfercht sind: warum, mit einem Wort, diese schreckliche Menschenwüste nichts bietet, was meinem Herzen wohltut. Auch das ist, wie meine Missionen vom Juni 1940 ohne Nutzen und Hoffnung auf Rückkehr, eine Krankheit, die wir durchstehn müssen. Ich bin krankgeschrieben — auf Dauer unbekannt. Aber ich gebe mir nicht das Recht, diese Krankheit nicht mitzumachen. Das ist alles.

Heute bin ich gründlich traurig — bis ins Unergründliche. Ich trauere um meine Generation, die aller menschlichen Substanz entleert ist. Nachdem sie nur Bars, Mathematik und Bugattis als Formen des geistigen Lebens kannte, findet sie sich heute in einem Herdenkrieg verwickelt, der kein Kolorit mehr hat. Schauen Sie sich das Kriegswesen vor hundert Jahren an. Bedenken Sie, wie viele Energien es integrierte, um mit dem geistigen, poetischen oder mit dem schlechthin menschlichen Leben des Menschen übereinzustimmen. Heute, wo wir ausgetrockneter als Ziegelsteine sind, lächeln wir über diese Albernheiten: die Uniformen, die Fahnen, die Lieder, die Musik, die Siege — aber es gibt heute keine Siege mehr, nichts ähnlich der poetischen Dichte einer Schlacht bei Austerlitz — nur noch das Phänomen einer trägen oder blitzschnellen Verdauung. Gedichte klingen lächerlich, und die Menschen wollen gar nicht zu irgendeinem Geistesleben erweckt werden. Sie verrichten aus Anstandsgefühl eine Sorte Arbeit am laufenden Band. Oder wie die jungen Amerikaner sagen: «Wir akzeptieren aus Anstand diesen schlechten Job» — und die Weltpropaganda rackert sich dazu verzweifelt ab. Ihr Elend stammt nicht vom Mangel an interessanten Talenten, sondern vom Verbot, auf die großen und erfrischenden Mythen hinzuweisen, um nicht hochtrabend zu wirken. In ihrer Dekadenz ist die Menschheit von der griechischen Tragödie zum Theater Louis Verneuils heruntergekommen — weiter geht es nimmermehr. Jahrhundert der Reklame, des Fließband-Systems Bedeau, der totalitären Regime und der Armeen ohne Schlachttrompeten, ohne Fahnen und ohne Totenmessen. Ich hasse mein Zeitalter mit meiner ganzen Kraft. Der Mensch verdurstet darin.

Oh, General, es gibt nur ein Problem, ein einziges namens der Menschheit. Den Menschen eine geistige Bedeutung, eine geistige

Unruhe wiedergeben. Ausgießen über sie etwas, was einem gregorianischen Gesange gleicht. Hätte ich den Glauben, so würde ich, sind einmal diese Jahre des «nötigen und schlechten Job» überstanden, nichts mehr ertragen können, als das klösterliche Leben in Solesmes. Man kann nicht mehr von Frigidairen, Politik, Bilanzen und Kreuzworträtseln leben, nicht wahr? Man kann nicht. Man kann nicht mehr ohne Poesie, Farben, Liebe leben. Beim bloßen Hören eines ländlichen Liedes aus dem 15. Jahrhundert ermißt man die Tiefe unseres Niedergangs. Nichts bleibt als die Stimme des Roboters der Propaganda — entschuldigen Sie das harte Wort. Zwei Milliarden Menschen hören nichts als den Roboter, verstehen nur noch den Roboter, machen sich selbst zu Robotern. Alle Kräche der letzten dreißig Jahre haben nur zwei Ursprünge: die Sackgasse des ökonomischen Systems des 19. Jahrhunderts, die geistige Verzweiflung. Warum folgte Mermoz seinem Drang nach oben — wenn nicht aus diesem Durst? Warum Rußland? Warum Spanien? Die Menschen haben es mit den cartesianischen Werten versucht: außerhalb der Naturwissenschaften haben sie damit kaum reüssiert. Es gibt nur ein Problem, ein einziges: wiederentdecken, daß ein Leben im Geist existiert, höher als das Verstandesleben, als einziges, das den Menschen befriedigt. Das überragt noch das Problem des religiösen Lebens, das nur eine seiner Formen ist (obwohl vielleicht das Leben im Geiste unfehlbar zu diesem führt). Und das Leben im Geiste beginnt da, wo ein Wesen als «Eines» erfaßt wird, oberhalb der Materien, aus denen es zusammengesetzt ist. Die Liebe zum Heim — diese in Amerika nicht mehr erkennbare Liebe — gehört schon zum Leben im Geiste.

Und das ländliche Fest und der Totenkult — ich erwähne das, weil hier seit meiner Ankunft zwei oder drei Fallschirmspringer tödlich verunglückten, aber sie wurden beiseitegeschafft: sie hatten ausgedient. Das ist ganz unsere Zeit, nicht bloßer Amerikanismus: der Mensch hat keinen Sinn mehr.

Wir müssen unbedingt zu den Menschen sprechen.

Wem zugute werden wir den Krieg gewinnen, wenn uns davon eine hundertjährige Krise epileptischer Revolutionen zurückbleibt? Wenn die deutsche Frage einmal geregelt ist, beginnen erst die wirklichen Probleme. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Spekulation mit dem amerikanischen Kriegsmaterial so wie 1919 genügen wird, die Menschheit von ihren echten Sorgen abzulenken. Mangels einer starken geistigen Bewegung werden 36 Sekten wie Champignons sprießen, die sich untereinander spalten werden. Selbst der ältelnde Marxismus wird sich in eine Fülle widersprechender Neomarxismen auflösen. Man hat das gut in Spanien beobachtet. Außer, daß ein französischer

Caesar uns in ein neo-sozialistisches Konzentrationslager für alle Ewigkeit installiert.

Ach, was für ein sonderbarer Abend, heute abend, was für ein sonderliches Klima. Ich sehe von meinem Zimmer die Fenster dieser gesichtslosen Baulichkeiten aufleuchten. Ich höre die verschiedenen Sender, die ihre Schundmusik an eine müßige Masse ausschenken, die von Uebersee kommt und nicht einmal Heimweh kennt.

Man könnte ihre resignierte Hinnahme mit Opfergeist und moralischer Größe verwechseln. Das wäre ein schöner Irrtum. Die Liebesbande, die den heutigen Menschen mit Geschöpfen und Dingen verknüpfen, sind so schlaff, so locker, daß der Mensch nicht mehr wie früher Abwesenheit empfindet. Eine schreckliche Pointe hat diese jüdische Anekdote: «Du gehst doch dorthin? So weit wirst du sein? — Weit von wo?»

Das «Wo», das sie verlassen haben, war kaum mehr als ein Riesenbündel von Gewohnheiten. In unserem Scheidungszeitalter läßt man sich mit derselben Leichtigkeit auch von den Dingen scheiden. Die Frigidaires sind untereinander auswechselbar. Und auch das Heim, das nur eine Sammelstelle ist. Und die Frau. Und die Religion. Und die Partei. Man kann nicht einmal mehr treulos sein: wem wäre man treulos? Weit von «wo»? Treulos «wem»? Menschenwüste.

Wie brav und friedfertig sind doch diese Gruppenmenschen. Ich freilich denke an die bretonischen Seefahrer, die in Magellan ausschifften; an die Fremdenlegion, losgelassen auf eine Stadt; an dieses komplexe Gewirr ungestümer Begierden und unerträglichen Heimwehs bei allen Mannsbildern, die etwas streng abgeschlossen lebten. Um sie im Zaum zu halten, brauchte man starke Gendarmen oder starke Prinzipien oder starke Glaubenskräfte — aber keiner von diesen Leuten da wird es an Respekt vor einer Gänsehüterin fehlen lassen.

Den heutigen Menschen zähmt man, je nach dem Milieu, mit einer Partie Belote oder Bridge. Man hat uns erstaunlich geschickt kastriert. Nun sind wir endlich frei. Man hat uns Arme und Beine abgeschnitten, dann ließ man uns frei herumlaufen. Aber ich hasse diese Zeit, in der der Mensch unter einem weltumfassenden Totalitarismus zum sanften Vieh wird, still und glatt. Und das sollen wir als moralischen Fortschritt ansehen?

Was ich am Marxismus hasse, ist der Totalitarismus, zu dem er führt. Er definiert den Menschen als Produzenten und Konsumenten, und die Hauptsache ist ihm die Verteilung. So auch in den Musterfarmen.

Was ich am Nazismus hasse, ist der Totalitarismus, auf den er

seinem Wesen nach Anspruch erhebt. Man läßt die Ruhrarbeiter vor einem van Gogh, einem Cézanne, einem Buntdruck aufmarschieren — natürlich stimmen sie für den Buntdruck. Das ist der Wahrheitssinn des Volkes! Man setzt die künftigen Cézanne, van Gogh, alle großen Non-Konformisten in ein Konzentrationslager fest und füttert das unterworfene Getier mit Buntdrucken.

Aber wohin geht es mit den Vereinigten Staaten und wohin mit uns, auch mit uns, in diesem Zeitalter einer verbeamteten Welt? Der Roboter-Mensch, der Termiten-Mensch, der Fließband-Mensch, System Bedeau, taumelnd zwischen Arbeit und Belote. Der Mensch in seiner Schöpfermacht verschnitten, der nicht einmal mehr aus der Seele seines Dorfes einen Tanz oder eine Chanson erschaffen kann. Der Mensch, den man mit Konfektions-Kultur aufzieht, mit Standard-Kultur, wie die Ochsen mit Heu. Das ist er, der Mensch von heute.

Und ich? Ich denke, es sind noch keine dreihundert Jahre, daß man «La Princesse de Clèves» schreiben konnte, oder daß man sich lebenslänglich in ein Kloster verschloß, wegen einer verlorenen Liebe — so war damals Liebe. Sicherlich, auch heute begehn Leute Selbstmord. Aber ihr Leiden ist eine Art rasender Zahnschmerz. Unerträglich. Das hat nichts mit Liebe zu tun.

Sicher, wir halten bei der ersten Etappe. Ich ertrage nicht den Gedanken, Generationen französischer Kinder in den Bauch des deutschen Moloch zu schütten. Die Substanz selbst ist bedroht. Aber wenn sie gerettet sein wird, dann wird sich das Fundamentalproblem stellen, das unserer Zeit. Das vom Sinn des Menschen, und es gibt keinen Vorschlag zu einer Antwort, und ich habe den Eindruck, wir gehn den schwärzesten Zeiten der Welt entgegen.

Es bedeutet mir nichts, im Kriege getötet zu werden. Von dem, was ich liebte, was bleibt? Wie von Geschöpfen, spreche ich auch von Gewohnheiten, von unersetzbaren Klangnuancen, von einem gewissen geistigen Licht. Vom Déjeuner unter den Olivenbäumen einer provençalischen Meierei — aber auch von Händel. Ich mache mir nichts aus den Dingen, die fortbestehn. Wert hat allein der Ausgleich der Dinge. Die Zivilisation ist ein unsichtbares Gut, denn sie beruht nicht auf den Dingen, sondern auf den unsichtbaren Beziehungen, die sie verbinden, so und nicht anders. Wir werden vollkommene Musikinstrumente besitzen, in Serienfabrikation, aber wo bleibt der Musiker? Ob ich im Krieg falle, ist mir gleich. Oder ob ich einem Wutanfall erliege, bei diesen Lufttorpedos, die nichts mehr mit Flug zu tun haben, und aus dem Piloten, zwischen seinen Hebeln und Zeigern, einen Rechnungsführer machen (auch der Flug beruht auf einer Ordnung der Beziehungen).

Kehre ich aber lebend von diesem «notwendigen und undankbaren Job» zurück, dann wird sich vor mir ein einziges Problem erheben: Was können wir, was sollen wir den Menschen sagen?

Immer weniger weiß ich, warum ich Ihnen das alles erzähle. Sicher, um mich irgend jemand mitzuteilen, denn das auszusprechen, habe ich kein Recht. Man soll den Frieden der andern fördern und die Probleme nicht verwirren. Für den Augenblick ist es gut, daß wir aus uns Rechnungsführer machen, an Bord unserer Kriegsflugzeuge.

Während ich schrieb, sind zwei meiner Kameraden vor mir in meinem Zimmer eingeschlafen. Ich werde mich auch hinlegen müssen, denn ich nehme an, daß mein Licht sie stört. (Wie mir doch ein eigener Winkel fehlt!) Diese beiden Kameraden sind in ihrer Art prächtig. Rechtschaffen, nobel, sauber, treu. Und ich weiß nicht, warum mich ein ohnmächtiges Mitleid ergreift, wenn ich sie schlafen sehe. Denn wenn sie auch ihre eigene Unruhe nicht kennen, ich fühle sie wohl. Rechtschaffen, nobel, sauber, treu, ja, aber erschreckend arm. Wie sehr bedürften sie eines Gottes.

Verzeihen Sie, wenn diese schlechte Birne, die ich abdrehen will, Sie zu schlafen verhindert hat, und glauben Sie an meine Freundschaft.

(Deutsch von Felix Stössinger)